

Mutter Maria

Stroman von G. von Anderten.

(9. Fortsetzung.)

Dann plägte neben diesem Gefühl, das stolze Jugend barg, der Rollstuhl mit dem Kranken darin zu stehen. Die Augen — es wurden immer weniger — sollten in der Stube; neben seinem Herrn, die Kräfte von sich gestreckt, den mächtigen Kopf darauf, lag César, träge um sich hingehend. Er wurde verständig, das tolle Spiel mit Runz, das er so über alles geliebt hatte, fing an, ihn jetzt immer bald zu langweilen.

Im Wohnzimmer auf ebener Erde, hinter dem geöffneten Fenster, sah Maria mit Runz über den Schulbüchern. Als und zu ging ihr Auge hin zu den beiden da draußen, die ihrer Pflege anheimgegeben waren. Sie konnte beruhigt sein, denn wurde ihr Recht. Der Kopf des Kranken Mannes lag festlich in den Krallen, sein leeres Blick suchte den Kinderwagen mit dem kleinen, runden Kopfe darin. Dahin konnte er unausgesetzt sehen, stundenlang. Wenn die kleinen Händchen in der Luft fuchtelten, dann geschah es, daß er lächelte.

Die Lise ging ab und zu, besorgte das Kind, gab dem Kranken, was er bedurfte. So hatte sich dieser neue Verlauterter Mitbewohner stillschweigend als ein Glied in die Kette eingefügt. Zwar war Marias Zeit noch befreit als sonst; zum Rasen und Denken blieb ihr gar keine Zeit mehr übrig; aber sie entbehrte diesen Mangel nicht. Im Gegenteil, es erschien ihr als eine Wohlthat, vom ersten Morgenrauschen an mit Sorgen um andere ausgefüllt zu sein, um abends, wenn die Stunde schlug, in tiefen, traumlosen Schlaf zu versinken.

Das Kind geist. Seine Augen waren von hellem Blau und unklar, wie die Augen aller Neugeborenen, sie mehr je aber an Farbe und Ausdruck gemannen, sprach Kathain's Blick aus ihnen. Sonst hatte das Kleine den Gesichtsschnitt und das Rothaar der Mutter. Als Runz den roten Haarschopf zum erstenmal auf den weichen Rücken sah, sann er eine Weile nach und sagte dann wichtig: „Hör mal, Mutter Maria, die Nichte über den Rücken der elf Äpfel, wie sie alle so nach dem Himmel sehen und eine Taube fliegt über sie hin, du weißt doch, in der Karlsruher Kirche, die sind so anzusehen.“

Aus dieser Betrachtung empfing das Kind seinen Kosenamen: das kleine Nid. Das gab seinem zukünftigen Leben die Bedeutung. Es war erstaunlich, wieviel Zeit er, der wilde Junge, an dem Kinderwagen verbrachte. Es dauerte auch nicht lange, so konnte die Kleine ihn, wie sie auch Maria und Lise nannte. Wenn einer dieser drei sich ihr näherte, so lächelte der kleine, zahnlöse Mund, und die Händchen streckten sich dem Besucher entgegen.

Dieses Zeichen der Zuneigung entzündete keinen mehr als Runz. „Nid hat sie am liebsten“, sagte er zu Maria, „es ist gut, daß ich sie habe; César, der ist wohl aus der Kindheit heraus. Was meinst du, Mutter Maria, wie lange es dauern wird, bis sie ordentlich rennen und Gehen und Verstecken mit mir spielen kann?“

„Dann wirst du längst auf der Schule sein, Runz.“

„Ich komme ja doch zu den Ferien nach Haus.“

Ueber Marias Gesicht flog ein Schatten. „Aberst Jahr ist sie schon wieder bei ihrem Vater.“

„Bei dem, ach, was soll sie da? Ihre Mutter ist tot, und ihre Großmutter, die ist nun auch gestorben. Der Vater kann ihr doch die Fische nicht geben. Wir lassen sie nicht fort, Mutter Maria, oder wir gehen alle mit ihr.“ Da verberg Maria das Gesicht in der Hand.

Seit dem Begräbnis seiner Frau hatte sie Kathain nicht wiedergesehen. Alle paar Tage zu einer bestimmten Zeit ließ sie die Lise das Kind zu ihm hinüberbringen, dann war es ein paar kurze Augenblicke bei ihm, und bei ihrer Rückkehr erzählte dann die Lise ihrer Herrin von dem Verlauf der Visite. Ob er das kleine Nid auf seine Arme gehalten habe oder nicht, Alles war der Lise von der größten Wichtigkeit. Meist war sie empört, wie wenig Interesse der Vater scheinbar dem Gelingen des Kindes entgegenbrachte. „Er ist immer gram, dem ungeschickten Wurm, weil es der Mutter das Leben kostete. Und er hält es so fest und so ungeschickt. Kein zum Erbarmen! Immer noch ist's ihm mal zeigen, wie man's macht, aber ich getraue mich nicht. Und lachen tut er nie, gar nicht schön tut er mit ihr. Da ist es kein Wunder, daß unser trauisches Marielchen von ihm fort will. Er hat auch so'n großen Bart und so finstere Augen. Aber eifersüchtig scheint er wenigstens nicht zu sein. Gerade diesmal, als das Kind wie toll zu mir hinangelte und brüllte, daß es einem in den Ohren zeltte, da brüllte er's

an sich und ho's gelüßt, ganz wie talend hat er's gelüßt.“

Der Herbst kam, und Maria hätte überall zu gleicher Zeit sein mögen. Die fremden Leute, die man zur Erntearbeit hinzugezogen hatte, machten ihre Gegenwart in Küche und Keller notwendig; denn je mehr noch verlangte die Außenwirtschaft von ihr. So raffelte denn das Schließselb und tagen, tagen in ihren Händen, und „das kleine Nid“ wurde nun ganz selten mal seine Ansprüche an sie geltend machen.

Sie hatten gut gedankt, die Bitterung war günstig gewesen. Doch es war in der Wirtschaft ein schwaches Fortkommen, nicht mal ein aufrechtes Vorwärtskommen; vielmehr erschien es Maria oft wie ein Schließen auf Krüden. Und doch dankte sie Gott, daß es kein Rückgang war.

Es war ein wunderbarer Herbst; am Himmel segelten die Wolken leise voran wie Schiffe auf einem blauen, weiten, ganz unbewegten See. So trieben sie der Sonne zu, die sie goldene umfäumte.

Da schenkte das letzte Hofjahr ein Lor, von den Wiesen her klang das Klingeln der Sensen, die das Grum mähten, und vor dem Wald, der sich bunt zu färben begann, sente Brandstäl die Pfugschar in das dungeborfene Stoppelfeld.

Lehrer Brandt war gekommen, um nach den Bienen zu sehen. Maria hatte viel Befellungen auf Honig, wenigstens einige der Kunden mußten in den nächsten Tagen befriedigt werden.

Dieser tantorliche Bienenbesuch gehörte für Runz nicht zu den Genüssen des Landlebens, da mit jedem ein Examen für ihn verbunden war. Heute war Runz gestreut. Draußen krabte die kleine Margot, und am Kinderwagen sah Lise und fertigte ihm einen neuen Schwanz für den Drachen, der sich wieder mal im Steigen proben sollte. Der Kantor sah es wohl, und sei es, daß seine Zeit knapp war, sei es, daß ihm sein tiefes Verständnis für die Kinderseelen auch hier wieder das Rechte tun ließ; er sagte sich für heute möglichst kurz. Und so fanden sie denn bald draußen im Gemüsegarten vor den Bienenhäusern, der alte Mann und der Junge. Der Kantor legte Hand an die Stöcke, der Junge sah ihm zu. Furcht kannten sie dabei nicht. Und die Bienen, als achteten sie dieser beiden kaum, waren wohl etwas lebhafter als sonst, aber sie schafften weiter.

Hier und dort Arbeit. Der Alte war auch ein nützliches Glied seines Staates gewesen. Des Jungen Zukunft berechnete zu guten Hoffnungen.

Aber nicht lange blieben die Tage so schön; der Herbst setzte früh sein Zerfallenswerk ein. Auf ein paar Fröste trat vorgezitterter Blätterfall ein, kalte Nebel sperren die Sonne ab, schlangen alle Wärme auf, drangen durch Fenster und Türen in die Häuser ein.

Eines Morgens, nachdem sie nachts, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, unruhig gewesen war, erschien es Maria, als sei Margot krank. Die kleinen Fäuste bearbeiteten den Mund, als sei dieser die Herbestelle des Wechs.

Die Zähne werden einschließen, meinte die Brandstäl.

Maria sah neben der Wiege, und jene ersten Faltungen, die sich ihr wie feinste Striche um Mund und Augen zu legen begannen, verschärften sich unter der Mutterorg.

Dr. Hundertmark, der geholt worden war, teilte die Meinung der Brandstäl. Aber er riet, wenn gleich kein Grund zur Besorgnis war, nach Kathain zu schicken, man sei dem Vater jedenfalls diese Mithildig schuldig, daß er genau wisse, wie es um sein Kind stehe.

Ein wenig später stand Kathain auch schon neben der Wiege und blickte auf sein schlafendes Kind. Er sah Maria ebensowenig an, wie sie ihn, auch sprach er kein einziges Dankeswort zu ihr. Es würde ihr auch als eine Herabsetzung ihres Ranks erscheinen sein. Er zeigte auch keine Spur von Besorgnis, aber er sah doch mit Interesse auf das kleine Geschöpf, das nun auch schon ein kleines Leiden zu bekämpfen hatte.

Maria fühlte die Notwendigkeit, daß etwas gesprochen werden müsse. Sie deutete auf den roten Haarschopf des Kindes. „Siehst du nicht dort, das kleine Nid?“

„Er wiederholte: „Das kleine Nid“ und lächelte dazu.“

Aber er lachte untröstlich, wie Menschen, die des Lebens ganz entwirrt sind, und sie fühlte, daß er einfach war und unglücklich; daß die Trauer um die tote Lise verflacht war, daß er an dem list, was durch sie über ihn gekommen war. Das Nid lebte wieder in ihm, aber auch nicht wie ein neu auflebendes Glied, sondern vielmehr wie harte Feindschaft es tut.

Oben schneit, wie das Unwetter sein bei dem kleinen Margot sich eingestellt hatte, verschwand es auch wieder.

Der Winter kam, Runz baute Männer und Birgen aus dem Schnee und lernte sein Penfum. Die Kleine wengleich von zartem Gliederbau, nahm normal zu und war jetzt kaum mehr in ihrem Wagen zu halten. Es wäre Maria fast unentbar erschienen, die stille Wohnstube mit dem Kranken darin ohne dies junge Wesen, das Leben und Freude um sich verbreitete. Wenn es dämmerte und die Tagesmaschine eine Welle den Atem anhielt, nahm sie das Kind auf den Arm und trug es im Zimmer umher.

Am Weihnachtsabend jubelte es die Nichte an, und Runz hätte es gar zu gern mit allerlei Gutes, das ihm selber das Christkind brachte, gefüllert.

Das neue Jahr schritt vor, Maria hielt die immer strammer werdende kleine Gestalt auf ihrem Arm. Knagst gab es kein Hinabschieben im Wagen mehr. Der Schnee lag hoch; immer neuer strömte aus neuen Wolken hernieder. Die Heden mit der weichen Last darauf schienen fußhoch gewachsen.

Maria stand am Fenster, das Kind im Arm, und alte Reime und Lieder flogen ihr ein, und sie sang sie nach eigener Melodie.

Der Schnee schmolz; die Frühjahrsarbeiten begannen. Die Dungenwagen jagen aufs Feld. Maria sah ihn nach und dachte daran, ob dieser erste Anfang wohl zu gutem Ende führte. Das Kind sah auch hinter den Pferden drein, es trug jetzt kurze Kleider und stemmte die kleinen Füßchen Maria gegen Hüfte und Leib.

Der eigentliche Frühling kam, und alles, was im Schatten gelebt hatte, strebte nach der Sonne hin. Auch Maria hatte im Schatten gelebt.

Eines Sonntags am frühen Nachmittag waren sie in den Wald gewandert. Maria und Runz, die Lise und das Kind. Runz suchte blaue Leberblümchen, mit denen der Waldgrund besät war, und trug sie zu dem Kinderwagen. Die jungen Stimmen vermischten sich mit dem Gemurmel der Stätte. Die Lise stimmte eines jener schwermüthigen Volkslieder an, das der Litarer sagt, wenn ihm wohl ist. Ein ferner Glodenklang schwirrte dazwischen.

Auf einem Erdbügel sah Maria und dachte, wenn der Frühling sein degonneses Wert vollendet habe, sie ihr Verprechen an dem Kinde erfüllt haben würde, und daß nun bald ein Jahr seit dem Tode der armen, jungen Mutter vergangen sei. Sie dachte weiter an die Tote und an ihre kurze Ehe. Wie die schwächliche Großhädlerin nach dem Befehl dieses Mannes gestrebt hatte, der ihr wohl in manchem anders erschienen war als alle Männer, die sie bislang kannte, von dem sie auch wohl fühlte, daß er das Rechte dachte und tat, den aber ihr Versehen doch nicht erreichte.

Ein Windstoß fuhr durch die Tanzengruppe und zitterte in den äußeren Zweigen. Und der müßig dahinschreitenden Maria waren die Gedanken außer Rand und Band geraten. Sie sann darüber, wie sich die Ehe mit Kathain gestaltet haben würde, wenn sie an Margots Stelle gewesen wäre, nicht in der tastenden Weise, wie die Verstorbene selber mal zu ihr von dieser Möglichkeit geredet hatte, sondern sie ließ ihre Gedanken in Tiefen und auf Höhen steigen. So würde es sein, sagte sie sich allmah. Ein Wandern zusammen desselben Weges, ein gutes Schritthalten, Genügsamkeiten und Teilnehmern an allem, was außerhalb lag.

Kurze Zeit nach Margot Kathains Todesfall, da nahm Maria das Kind und trug es hinüber nach Gohschillen.

Hatten ihre Füße sie so schwer getragen, nie war ihr der kurze Weg so lang erschienen.

Kathain erob sich vom Schreibtischstuhl, als sie eintrat; seine Miene drückten kein Erstaunen über ihr Erscheinen aus; es war, als habe er auf sie gewartet. Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, meinte sie, ein wunderbares Wechselgefühl von Hitze und Kälte zu empfinden.

Sie war wieder mal mit ihm allein, und sie wußte, daß ihre Gedanken dieselben waren.

Sie hielt das Kind noch einen Augenblick umfassen, dann reichte sie es ihm hin.

„Ich gebe Ihnen das Kind nun zurück, die Zeit, wo ich es auf Wunsch ihrer besterhaltenen Frau pflegen durfte, ist abgelaufen.“

Er nahm das Kind aus ihren Armen entgegen, das lachte und tröstete, nun lächelte er es flüchtig und legte es auf den Teppich. Aber es trug wieder zu Maria hin, sich an deren Kleid klammernd.

„Wenn die Tote auf Sie herabschauen könnte, so würde sie Ihnen lächelnd gebannt haben für alles, was Sie an ihrem Kinde taten.“

Seine Stimme lang heiser, seine Worte kamen flodend hervor. Kein Wort von sich selbst aus, es war das Fühlen der Tote, das überlall in ihm wurde und dem er Ausdruck geben mußte.

„Hoffentlich, gebehst sie nun weiter!“ fuhr er fort. „Man wird ein Kinderfäulein engagieren müssen. Hoffentlich trifft man eine gute Wahl.“

Maria nickte. „Mir wird die Kleine fehlen, sie ist mir nur Freude gewesen, uns allen, jedem in seiner Art.“

Wie eine Madonna aus der Holbeinschule stand sie da, so sah sie seine Augen, aber er war kein Anbetender, sondern voll Trost und Abweh.

Es war sehr still, man hörte die Atemzüge der beiden ringenden Menschen. Die Kleine hatte ein Papierfäulein gefunden, mit dem sie geräuschlos spielte.

Marias Augen glitten nun zu ihm hin, sie taten eine zage Frage.

In die feinen trat ein aufblühendes Verständnis. Es war, als habe er auch hierauf gewartet.

Eine innere Stimme gebot ihr zu reden, und sie geborchte. Sie sprach und hörte selbst darauf, als sei es ein anderer, der spreche.

„... fähnen, Ihnen dienen... das Kind weiter pflegen... Ihre Stimme erlöste.“

Die Arme über der Brust verstränkt, sah er auf sie herab, sah ihr raffiges Gesicht, und auch ihre Seele zeigte ihm in diesem Augenblick wie nie zuvor ihren starken, edlen Charakter.

Seine Musteln spannten sich, wie mit Gewalt verstränkte er die Arme.

Aber seine Stimme, als ob sie aus der Tiefe komme, klang rau und ohne Ton.

„Ich liebe Sie, ich, der ich immer das Weiß gesucht und doch ihm wieder geflohen, ich glaube in Ihnen die Eine gefunden zu haben, die ich mit Herz und Sinne begehre.“

„Ich habe mein Herz in den Händen gehalten...“

„Da führte uns jene Nacht zusammen. Es schrie alles auf in mir, aber meine Mund schwieg. Kein Ton der Liebe wurde laut. Sie waren für mich ein köstlicher Trank in edelstem Gefäß. Daß ein anderer ein Recht auf Sie habe, sagte Sie nicht, liehen mich nichts anderes ahnen als Ihre Liebe zu mir. Da wußte die meine über mich hinaus, und als ich Sie Ihnen bringen kam, da...“

Ihre Augen blickten unverwandt nach ihr hin. Sie sah nur einen harten Willen in seinen Zügen, sah alle die Linien um die Stirn und Augen, die dieser Moment verschärfte. Und sie fühlte, daß es aus war zwischen ihnen beiden, daß sie ganz machtlos diesem Kämpfer gegenüber war, daß etwas in ihm zu jener Härte erstarrt ist, aus der ein getroffenes Herz seine Waffen schmeißt.

So wachte sie sich zum Gehen.

Das Kind, dem bange geworden war, rief nach ihr — aber sie achtete nicht darauf.

Er folgte ihr, öffnete ihr die Tür, und sie hörte, wie er die Klinke hinter ihr zubrückte.

Dann wanderte sie die staubige Straße zurück, die sie gekommen war. Der Abend war vorgegriffen, die Mondbühner im wolkenlosen Wetter strahlten in klarer Helle.

Der Zug raffelte über die Weide hin, es war also acht Uhr. Der Erdboden betete leise unter der Erschütterung, traurig und milde klang die Signalglocke durch die Abendstille. Wie ein Ungeheuer mit langem Schwanz krümmte sich dahin, die feurigen Gloganen spähten in die Dämmerung. Run schob sich der dicke Kopf in den Wald hinein, langsam ringelte der Schwanz nach. Sie stand am Roggenfeld und gedachte der Zeit, wo sie den Zügen nachschau, wo ihr die Ferne winkte, wo sie Pläne spann, die sich bald als unausführbar erwiesen.

Sie sah den Regen an, der dicht neben jener Stelle stand, wo er sich auch im vorigen Jahre breitete. Da hatte er anders gestanden, fast schulterhoch schon zu dieser Zeit, heute reichte er kaum bis zu den Knien und zeigte kümmerliche Ähren. Die ganze Natur schmachtete nach Regen.

Etwas wie ein Gefühl des Verwunders darüber, daß sie sich mit diesen Ansehenden beschäftigten konnte, kam ihr zum Bewußtsein. Und es war ihr, als sei es eine ganz andere, die dem Wahnsinn, dem Stand des Getreides, der Düre und dem kalten, knapp über den Erdboden sendenden, Staub aufjagenden Wind nachschau.

Unbewußt lag sie links ab, wo der Weg über die Verlauterter Weide nach dem Untertisch führte. Run fand sie am Schilf, das jung und frohlich am Rande der kleinen Wasserberöcherle auffroß. Ueber ihr tauchten die Ähren, die jungen Blätter waren in Silberstein getaucht und raschelten leise wie Viebesglücker zusammen. Die Form des Mondes verschwand im Wasserpiegel.

Hier war es gewesen, wo sie Arwed damals gefunden hatte.

Da war ihr's plöglich, als wußte sie die Arne nicht tragen, als rieche sie was. Sie kann sich nicht mehr halten, wirt sie zu Boden,

preßt das Gesicht gegen den Grund, daß die feuchte, kalte Erde die heisse Scham fühlte, die sich auf ihren Wangen malt. Keine Träne kommt ihr, aber ihr Körper zuckt, ein stoßweises Stöhnen mischt sich mit den Stimmungen in der Natur.

Verlehter Stolz möchte schmerzen, aber hier war tiefste Demut getreten. „Wer hier verbluten dürfte...“

Aber nur die Schwachen verbluten... „Es war spät geworden, der letzte Tageschein kämpfte noch mit der Mondhelle.“

Maria ging über den Hofgarten dem Schöpf zu. Das Geräusch ihrer raschen Schritte tönte weit hin. In der unsicheren Beleuchtung erschien sie fast überlebensgroß, ihr zur Seite, fast ins Endlose, zog sich ihr Schatten.

Nun ist sie am Garten. Das Mondlicht wandert mit. Sonst nichts als Stille und Alleinsein.

Sie fühlte, daß sie etwas hinter sich gelassen habe, und daß es ihre Jugend gewesen ist.

Und wie sie jetzt einsam dahingehet, so weiß sie, daß sie nun ferner auch einsam dahingehen würde.

Es war Maria nach diesem Vorfall äußerlich gar nichts anzumerken. Die Feuer ihres Seins, die allen Schwirzzeiten bisher Wiberstand geleistet hatte, trug auch dieses Letzte, ja, sie wirkte eher noch kräftiger jetzt als vorher.

Die Leute sagten: „Das Fräulein ist in diesem wie ein Mann, aber wie einer von der starken Sorte, die man heute mit der Laterne suchen muß.“

Auch nach dem Tode des Vaters in jenem Herbst sagten sie das.

„Nun ist die Bürde los. Aber das macht ihr alles gar nichts. Sie hätte sie auch ohne Gemur weiter geschleppt und das Jhrige an ihm getan.“ Es hatte sie noch keiner klagen hören.

Zu jenem Begräbnis erschien Kathain auch. Da standen er und Maria sich nahe gegenüber. Auch er gab eine Scholle Erde ins offene Grab, sie war es, die ihm die Scham reichte. Dabei trafen sich ihre Augen mit leerem Blick ohne Wunsch oder Frage.

Bald darauf sagte Runz einmal: „Mutter Maria, du hast immer ein bißchen zu viel zu tun; außer morgens beim Unterricht sehe ich dich jetzt kaum mehr. Du lachst nie mehr, Mutter Maria.“

Da lehrte das Rächeln, wie sie auf ihn blickte, in ihre Augen zurück. Sie wurde sich dessen bewußt, daß eine Mutter ihrem Kinde ihr wahreres Gesicht, wenn solches Kummer und Sorge ausdrückt, nicht zeigen dürfte; daß erst Kind zu allererst auf bessere Miene Ansprüche habe. Sie rief ihn jetzt wieder oft zu sich, untermielt sich mit ihm, ging auf seine Interessen ein. Das war ihr ein Leichtes, denn der aufgeweckte Junge teilte auch die ihren. Oder wenn es ihr doch an Zeit oder rechter Heiterkeit fehlte, dann ließ er vors Tor.

Da kam zu bestimmter Stunde der kleine Schiebewagen vom Gohschillen Hof ab. Darin saß die kleine Margot in Mütze und Herbstmantelchen, und das Fräulein schob den Wagen. Legiere, eine gutmüthige, geschwätige Person, die in der Untertisch ihrer Existenz die Unterhaltung mit dem freundlichen Jungen der am Verlauterter Torweg stand, für eine nicht unerwünschte Unterbrechung ansah. Und Klein-Margot jauchzte vor Freude, wenn sie Runz erblickte. Manchmal begleitete er die zwei ein Stückchen nach dem Walde zu. Wenn die Wege warren waren, hob das Fräulein das Kind aus dem Wagen, und an ihrer und Runzens Hand trippelte es dahin.

Wenn kein Wind war, mußte das Fräulein das Mütchen ein wenig lüften; Runz wollte den Haarschopf sehen. Der war seine stete Belustigung. Und wunderbar, der blieb; während sich das übrige Haar am Hinterkopf und Nacken zu richtigem Geringel anwuchs, formte sich's über der Stirn zur Tolle. Davon erzählte Runz einmal Maria.

Sie weiß schon ganz genau, wie ich sie nenne, ich lasse mir's manchmal von ihr vorsagen. Fräulein Martha hat erzählt, ihr Vater sage jetzt auch manchmal zu ihr, sie sei ein kleines Nid, und dabei griffe er sie an den Haarschopf.“

Im Frühling kam Runz nach der Kreisstadt auf die Schule. Es war ein harter Abschied gewesen, von Haus und Hof, von Leuten und Vieh, besonders von Maria und seiner kleinen Freundin aus Gohschillen. Aber er hatte die Prüfung gut bestanden und war in die Sexta aufgenommen. Die Aussicht, daß, wenn er sich gut machte, er jeden Sonnabend Sonntag nach Hause fahren dürfte, hatte ihm die letzte Trennung leicht gemacht.

Und Maria, die ihn begleitet und in die neuen Verhältnisse eingeführt hatte, lehrte in ihr leeres Haus zurück mit ruhigen Schritten und stillem Gesicht.

„Was hast du, Schulze (Holz): Mein Sohn bezieht jetzt das Gymnasium!“

„Wäcker (wiederträchtig): Was da sagst! Es er denn Tapier geworden?“

„Nach war ein Jahr vergangen.“

gen, und Runz wurde nach Quinte versetzt.

Zu den Osterferien war er in Betslauten, und ebenfalls von seiner Anwesenheit herbeigekollt, stellte sich nun auch die kleine Margot wieder zu Besuch hier ein.

Manchmal kam sie schon ganz allein, erhibt vom raschen Lauf, mit schelmischem Rächeln, glückselig darüber, dem Fräulein entwischt zu sein. Sie war dann plöglich im Garten, auf dem Hof oder in der Wohnstube, so lange suchte sie umher, bis sie stutz fand. Und war er doch einmal nicht zu finden, so rief sie nach Maria hing sich an deren Schürze, ließ nicht von ihr, begleitete sie auf ihren Gängen. „Mama“, sagte sie, genau wie Runz früher gesagt hatte.

Manchmal kam auch Fräulein Martha und brachte die Kleine selbst. Da sagte Maria einmal: „Der Herr Baron wird nicht wissen, wo ihr seid, er wird sich beunruhigen, geht doch lieber wieder hinüber. Es ist ihm vielleicht gar nicht einmal recht, daß das Kind so viel bei andern Leuten ist.“

Das Fräulein sah spädend zu der Sprecherin hin, daß hier zwischen den beiden Nachbarhäusern ein Geheimnis bestand, mußte sie längst; außerdem mußten die Menschen so viel sich Wiberprechendes. Aber Maria blickte gleichgültig vor sich hin.

Wenn das gnädige Fräulein es nicht erlaubt, daß wir kommen... Der Herr Baron sieht uns doch manchmal hergehen und hat noch nie was dagegen gesagt.“

So blieb es dabei. Am andern Tage verließ Runz eine Anzahl seiner Otereier in den Buchsbäumeinsassungen der Gemüsegarte, und Klein-Margot suchte sie, bei jedem neuen Funke laut aufjaulend.

Maria aber war in die kleine In-spektorenwohnung zum alten Brandstäl gerufen worden. Der lag seit einigen Tagen schwerkrank an Lungenerkrankung darnieder. Sie hatte schon häufig nach ihm gesehen, aber eben war der Arzt da gewesen, der hatte ihr gesagt, daß es mit dem Alten zu Ende gehe, daß da keine Mittel und keine Pflege zu seinem Wiederaufkommen mehr nügen.

Es war bei der Frühjahrsarbeit gewesen, ein scharfer Ostwind wehte, als er sich erkrankt hatte. Maria hatte ihn, der schon den ganzen Winter über mit den Atmungsorganen nicht mehr recht in Ordnung war, nicht hinauslassen wollen, aber er hatte selbst auf seinem Mitgehen bestanden. Wenn man nicht dabei ist, dann sind sie faul wie die Ottern,“ hatte er gesagt. Am andern Tage mußte er sich schon legen.

Seitdem ging die alte Hanne wie geschlagen umher. Jeden, der um den Kranken gewesen war, horchte sie nach Aufkunft aus. Sie sah nicht, schlief nicht, kostete Drei zu Aufschlagen, gab allerhand Rat, schliefte aus ihrem eignen Befehl Krän- und Dedern herbei und ließ sie zu ihm bringen.

Marin, die den stillen Jammer am deutlichsten sah, sprach der Alten zu. Des Grollens sei es doch wahrlich nun genug, das Weiß müsse doch der nachgehende Teil sein in Leben, sie solle nicht warten, bis es zu spät sei.

Da rang die Alte die Hände. „Du bist liebste Heilandchen! Kann ich denn! Wie soll ich zu ihm kommen? Aber den heiligen Eid brechen! Nein...“

Und Maria wußte, daß sie vergebens sprach.

Anfangs hatte der Kranke von viel Wirtschaftlichem zu ihr geredet, es half ihr nichts, ihn davon abdrängen zu wollen. Wohin noch Weisen gefüt werden müßte, und daß dies Jahr mehr Kartoffeln erforderlich seien, der zunehmenden Schweinezucht wegen. Es seien auch ein paar Ester mehr auf dem Hof.

Ein andermal wieder erinnerte er sie daran, daß das Kornbodenschloß einer Reparatur bedürfte.

„Runzig leich auch Bescheid, aber mit dem hat es die längste Zeit gewährt. Schade drum, daß steht er vor dem Letzten. Man hat ja auch selbst oft über den Durst getrunken, und es ist auch nicht gut gewesen. Es kommen aber Tage, da braucht man ein Glas mehr, nur muß man immer noch wissen, daß man ein Mensch ist.“

Die Krankheit schritt vor. Maria hatte die Lise, die sie bei der Pflege stundenweise vertreten mußte, zu Bett geschickt. Daß Brandstäl den Worten noch erleben würde, glaubte sie nicht. Er litt sehr, jedoch meist bewußtlos. Jetzt lehrte die Besinnung wieder; damit steigerte sich auch die Qual, die ihm Fieber, Atemnot und Schmerzen bereiteten. Er schien nach was zu suchen, nach was greifen zu wollen, seine Hände tasteten über die Decke, seine Blide irrten umher; er schloß laut.

(Fortsetzung folgt.)

— Was hast du, Schulze (Holz): Mein Sohn bezieht jetzt das Gymnasium! Wäcker (wiederträchtig): Was da sagst! Es er denn Tapier geworden? Nach war ein Jahr vergangen.